

Eigentlich sollte dies ein Essay über die Liebe sein. Zumindest wenn es nach dem Verlag gegangen wäre. »Könnten Sie sich vorstellen, ein Gedankenspiel zum Thema Liebe zu verfassen?« So lautete die Anfrage.

Über die Liebe? Hm. Dazu wollte mir ad hoc nichts einfallen. Zu groß erschien sie mir, zu weit auch, zu hoch, zu schön und zu hell. »Was, wenn ich stattdessen über die Einsamkeit schriebe?«, textete ich deshalb zurück.

Die Liebe auf der einen, die Einsamkeit auf der anderen Seite. Nord und Süd. Die zwei Pole eines Magneten kommen mir in den Sinn. Aber wie war das doch gleich? Ziehen sie einander nicht an?

Ganz so einfach lassen sich die beiden Enden einer Wurst wohl nicht auseinanderhalten. Oder anders formuliert: *Wo die Liebe ist, ist auch die Einsamkeit.* Das scheinbare Gegensatzpaar teilt sich ein- und dasselbe Feld, in dessen Mitte es uns mal hierhin, mal dorthin verschlägt. Das magnetische Feld – um bei der Metapher zu bleiben – lässt uns nicht aus. Stets sind wir

in seinem in sich geschlossenen Wirkungskreis gefangen.

Wie dem auch sei. Mit der Einsamkeit tue ich mir leichter. In den meisten meiner Romane kommt ihr die heimliche Hauptrolle zu. In »Ich nannte ihn Krawatte«¹ etwa hat sie die Gestalt eines *Hikikomori*, eines jugendlichen Einsiedlers, angenommen, in »Herr Katō spielt Familie«² ist sie ein Pensionist, der sich zu Hause im Schoß der Familie seinen Platz zu erspielen versucht, und in »Oben Erde, unten Himmel«³ ist sie in Form des *Kodokushi*, des einsamen Todes, präsent. Mehr noch als die Handlung, mehr noch als die Figuren ist es die Einsamkeit, die meinen Romanen ihren Stempel aufgedrückt hat. Sie wohnt ihnen inne, sie ist ihr Unter- und ihr Überbau. Ihr Atem. Ihre Seele. Ohne sie, die sie durchdringt, würde es ihnen an Lebendigkeit fehlen.

Warum aber gerade die Einsamkeit? Oft werde ich das gefragt.

Weil sie eine *Conditio humana* ist. Etwas, was uns Menschen zutiefst ausmacht. Wir als die

sozialen Wesen, die wir sind, einander suchend, aufeinander angewiesen, in Beziehung zueinanderstehend, sind immer und gleichzeitig und auf die traurigste und fürchterlichste Weise einsam.

Da ist der erste Schrei, den wir loslassen. Soeben haben wir das Licht der Welt erblickt. Fremde Stimmen – die des Arztes? die der Hebamme? – kündigen an, was nun gleich geschehen wird. Man wird die Nabelschnur durchtrennen. Ein sauberer Schnitt – schon ist es geschehen. Die Mutter nimmt uns in Empfang. Wir kommen auf ihrer Brust zu liegen. Ihr Herzschlag – wir erkennen ihn wieder. Lange Zeit ist er in unseren Ohren gewesen. Aber wie anders er jetzt tönt! Wie unendlich fern von dem unseren! Kaum sind wir geboren, erleben wir das Trauma eines Verlusts, auf den noch viele andere folgen werden. Das Licht der Welt – es blendet uns. Schmerzhaft grell ist es – und spitz. Wir blinzeln dagegen an. Doch so sehr wir dagegen anblinzeln: In die wohlige Finsternis des Mutterleibes werden wir nicht zurückkehren können.

Schon am Anfang ist etwas zu Ende gegangen.

Werden und Sein, und wieder Werden und Sein – ab dem Zeitpunkt unserer Geburt unterliegen wir den Gesetzen des ständigen Wandels.

Was einerseits schön ist: Ständig erneuern wir uns.

Andererseits liegt der Schönheit eine unendliche Wehmut zugrunde: Ständig – nämlich schon im Moment der Erneuerung – vergehen wir.

In Japan hält man für die Zweischneidigkeit dieser Seins- und Werdens-Erfahrung ein ästhetisches Konzept parat. Das des *Wabisabi*. Es leitet sich von den Wörtern *wabishii* und *sabishii* ab, die – aber das lässt sich in seiner Nuanciertheit kaum ins Deutsche übertragen – für das Lebensgefühl des Seienden und Werdenden stehen. Elend und verloren fühlt er sich, allein und verlassen, aber auch alt und reif, da er sich als flüchtigen Ausdruck des Lebens begreift und es klaglos hinnimmt, dass dem so ist.

Die Herbheit des Einsamen – im Rahmen des *Wabisabi*-Konzepts, das die Schönheit mit der Wehmut verbindet, wird sie etwa bei der alljähr-

lichen Kirschblütenschau gefeiert. Dabei ist es nicht die Fülle, die gefeiert wird. Es ist das Wissen um die Endlichkeit der Fülle. Bald werden die Bäume verblüht sein. Wie herb! Wie einsam! Alles, was ist und was wird, hat Anteil an den (aus dem Buddhismus stammenden) Wahrheiten: Nichts bleibt, nichts ist abgeschlossen, nichts ist perfekt.

Mit dem ersten Schrei, den wir loslassen, treten wir in den Kreislauf des Wandels ein. Wir sind eine auf uns gestellte Entität. Natürlich sorgt man für uns, wir werden gebadet und gestillt. Wir werden in den Schlaf geschaukelt. Ohne die Zuwendung, die man uns angedeihen lässt, würden wir nicht nur verkümmern. Wir würden sogar Gefahr laufen zu sterben. Eines unserer Grundbedürfnisse: die sichere Bindung an eine oder mehrere Bezugspersonen. Wird sie uns verwehrt, so gleicht das einem Fall ins Bodenlose. Wir brauchen den Halt, den sie uns gibt. Nur, wenn man auf uns reagiert, fühlen wir uns zum selbsttätigen Agieren ermutigt.

Und dennoch. So sehr wir auch abhängen von dem guten Willen derer, die sich um die Befrie-

digung unserer Bedürfnisse bemühen, das Ich, zu dem wir geworden sind, ist und bleibt ein singuläres. Ihm ist ein Du gegenübergestellt. Das schon. Es ist Teil eines Wir, aber eben nur ein Teil, nicht das Ganze, und als solches kommuniziert es auch: als ein bruchstückhaftes Ich, das instinktiv um seine Einsamkeit weiß.

Werden wir gehört? Antwortet man uns? Paradoxerweise ist es gerade die Geborgenheit der elterlichen Liebe, die es uns erlaubt, uns auf die Beine zu stellen. Die Nähe, die wir durch sie erfahren, erlaubt es uns, auf Distanz zu gehen. Die ersten Schritte, die wir laufen. Noch muss man uns an der Hand halten. Bald aber laufen wir auf und davon. Wir entfernen uns, wohlwissend, da ist jemand, der uns nachschaut. Jemand, dessen freundliches Auge wir im Rücken spüren.

Und schon wieder ist etwas zu Ende gegangen.

»Selber«, sagt das Kleinkind. Nicht länger will es angezogen werden, es will sich selbst anziehen. Sein Ich kommuniziert deutlich, dass es auf Autonomie aus ist, und um die durchzusetzen,

nimmt es in Kauf, dass es auch mal aneckt mit seinen Ideen. Mütze aufsetzen? »Nein.« Die Opposition wird geprobt. Was gesund ist: Größer werden kann nur, wer seinen Willen – den eines Einzelnen – behauptet. Ein einsamer Trotz ist hier vonnöten. Ich gegen den anderen. Sowohl einsam als auch trotzig (und mit wie viel Mut!) beschreitet das Kleinkind die sich ihm darbietende Welt. »Meins«, sagt es folgerichtig, denn es ist sein Weg, den es geht. Und ob das Auge in seinem Rücken ein freundliches ist oder nicht: Ab einem gewissen Entwicklungsstand muss es ihm egal sein. Sonst käme es nicht weiter.

Die Liebe. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.⁴

Davon ausgehend, streben wir fort.

Es ist die Langmut derer, die uns lieben, dank der wir die sich wiederholenden Enden in sich gleichermaßen wiederholende Anfänge umzuwandeln vermögen. Jemand erträgt es, dass wir beizeiten stürzen, jemand glaubt und hofft, dass wir uns wieder erheben werden. Die Duldsamkeit, mit der man uns fortstreben lässt, gibt uns

die Kraft und die Zuversicht, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Jeder Lebensabschnitt birgt seine eigene Einsamkeit. Die des abgenabelten Neugeborenen setzt sich fort, und bis ans Sterbebett – wo wir uns früher oder später wiederfinden werden – ist sie neben der Liebe, derer wir bedürfen, eine, wenn nicht *die* Konstante in unserem Leben.

Die Einsamkeit – ein verlässlicher Partner? Manch einen tröstet das vielleicht. Er ist niemals allein. Immer hat er die Einsamkeit (plus das Bedürfnis nach Liebe) an seiner Seite.

Sogar im unbeschwerten Kindesalter kann einen das Trauma des Verlusts ereilen. Die ersten außerfamiliären Bande werden geknüpft. Die Gruppe gewinnt an Bedeutung. Es geht um Zugehörigkeit und darum, einen Platz und eine Rolle einzunehmen. Mit dem Eintritt in die Schule ist das Kind in der sogenannten »Gesellschaft« angekommen. Die aber meint es nicht immer gut mit ihm. Das Gesetz der Gruppe sieht vor, dass es sich ihr unterordnet. Um das große Gemeinsame zu erhalten, hat sich das Kleine

entsprechend einzufragen. Eine enorme Anpassungsleistung! Erbringt es sie nicht, wird es im Handumdrehen zum Außenseiter gestempelt.

Das Stigma des Anders-Seins ist gerade im Kindesalter eine einsame Bürde.

Ich erinnere mich an einen Vorfall, der an dieser Stelle als Lehrbeispiel dienen soll. Er brachte mir bei, dass die einsame Bürde des Anders-Seins eine identitätsstiftende ist. Sie definiert einen – und das gründlich! »Identität entwickelt sich in der Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Geschichte, seinem Körper und seinen Lebensumständen, die auch geprägt sind von den Ansprüchen, Erwartungen und Werturteilen des sozialen Umfelds.«⁵ Als das Kind, das ich damals war – ich war um die sechs Jahre alt –, hatte ich keine Wahl als mich dem sozialen Umfeld mit seinen Ansprüchen, Erwartungen und Werturteilen zu hundert Prozent auszuliefern und ihm recht zu geben. Mit Haut und Haar überließ ich mich seinen Festschreibungen, und sie für mich umzuschreiben, gelang mir erst im Rückblick darauf –